



Foto: Katja Irle

Zwischen Erwerbsarbeit und Essensbeschaffung: Homeoffice und Homeschooling brachten den Eltern zusätzliche Herausforderungen im Alltag.

System Familie: auf Kante genäht

Sabine Andresen über die besonderen familiären Belastungen in der Pandemie

Frau Professor Andresen, Sie sind Kinder- und Jugendforscherin. Ich möchte mit Ihnen aber erst mal über eine andere Altersgruppe sprechen – die »Mittelalten«. Wie kommen vor allem Mütter und Väter durch die Pandemie?

Im Frühjahr 2020 haben wir unsere erste KiCo-Studie (»Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Coronapandemie«, siehe Kasten »Zur Person«) durchgeführt, als der Lockdown gerade

ganz vorsichtig geöffnet wurde. Innerhalb kürzester Zeit haben 25 000 Personen, mehrheitlich Mütter und auch Väter im mittleren Alter, den Online-Fragebogen ausgefüllt und sich viel Zeit dafür genommen, denn sie mussten auch für jedes einzelne Kind Fragen beantworten. Schon das war ein eindrucksvolles Signal: Es gibt einen ganz großen Bedarf, gehört und gesehen zu werden, gerade auch bei Erwachsenen, die Verantwortung haben für Kinder

und Jugendliche. Eltern, die derzeit unglaublich viel organisieren und managen müssen, fragen sich ganz offenbar: Wer denkt eigentlich an uns? Man muss aber einschränkend sagen, dass diese große Gruppe keineswegs Mütter und schon gar nicht Väter in Deutschland repräsentiert, denn wir haben vor allem gut ausgebildete, erwerbstätige Frauen und Männer erreicht.

Was bewegt diese Altersgruppe in der »Rushhour des Lebens« besonders?

Das lässt sich nicht pauschal beantworten. Derzeit scheint es so zu sein, dass Eltern verunsichert sind, weil sie die Sorge haben, ungeimpft kaum geschützt zu sein vor einer Infektion. Sie waren ja erst mal nicht auf der Priorisierungsliste. Aus den vorliegenden, auch internationalen Befragungen geht zudem hervor, dass vor allem Mütter mit Kindern in einem betreuungsintensiven Alter, also Kita-Kindern, ganz besonders belastet

ZUR PERSON



Prof. Dr. Sabine Andresen, Jahrgang 1966, ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Goethe-Universität. Sie hat Deutsch, Geschichte und Musik für das Lehramt sowie Pädagogik (Diplom) studiert. 1997 wurde sie an der Universität Heidelberg im Fach Erziehungswissenschaften promoviert. Die Habilitation erfolgte 2003 an der Universität Zürich zum Thema »Sozialistische Kindheitskonzepte. Politische Einflüsse auf die Erziehung«. Ihre erste Professur hatte Sabine Andresen an der Universität Bielefeld, bevor sie zum Sommersemester 2011 – zunächst auf eine Forschungsprofessur Familienforschung – an die Universität Frankfurt

wechselte. Sabine Andresen ist Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung sowie Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Seit 2016 ist sie Vorsitzende der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. Aktuell forscht sie in einem gemeinsamen Projekt mit der Universität Hildesheim zur Situation junger Menschen in der Coronapandemie. Tenor der beiden Auswertungen JuCo I und II: Kinder und Jugendliche sind durch die Krise schwer beeinträchtigt und sollten viel stärker beteiligt und gehört werden.

s.andresen@em.uni-frankfurt.de

sind, wenn sie in der Pandemie Berufstätigkeit und Betreuung und Erziehung von Kindern zu managen haben. Die im Homeoffice sehen sich vor der Aufgabe, wie sie ihre Arbeit bewältigen können, haben ihre Arbeitszeiten in die frühen Morgen- und die späten Abendstunden verlegt. Diejenigen, die nicht zu Hause arbeiten können, quälen sich mit der Frage, wie geht es meinem Kind in der Notbetreuung? Im ersten Lockdown gab es zum Beispiel kein Mittagessen für die Kinder.

Aber ist diese Gruppe nicht immer besonders belastet? Wirkt die Pandemie hier nicht einfach nur wie ein Brennglas?

Aus der Familienforschung wissen wir, dass das gesamte System Familie mit den Aufgaben, die die Familie hat – vor allem, wenn junge Kinder da sind, und nochmal verstärkt, wenn es um die Versorgung der älteren Angehörigen geht –, auf Kante genäht ist. Verschiedene Studien zeigen das, etwa die Untersuchungen der Familiensoziologin Karin Jurczyk (ehemals Deutsches Jugendinstitut) über die Entgrenzung von Erwerbsarbeit und Familienarbeit und die damit einhergehenden Belastungen und über das Gefühl, nirgendwo zu genügen. Ich erinnere ein Interviewzitat einer Mutter: »wenn nichts mehr zusammenpasst«. Mütter und Väter berichten, dass sie sich wie in einem Vereinbarkeitshamster fühlen. Sie müssen in dieser Lebensphase also sehr viele Bälle jonglieren

und leisten ungeheuer viel. Doch man muss sehr genau auf sozial bedingte Unterschiede blicken. Der Stress, seinem Kind neben dem eigenen Beruf möglichst vielfältige Freizeitaktivitäten zu ermöglichen und das Lernen zu unterstützen, ist eher ein Lebens- und Erziehungsstil der Mittelschicht. Bei Familien in prekären sozioökonomischen Verhältnissen stellen sich ganz andere Themen, da sind Eltern damit beschäftigt, ihren Kindern Mangel und Verzicht zu erklären, und sie werden in der Schule mit Erwartungen an »Elternarbeit« konfrontiert, die auch sie an zeitliche und andere Grenzen bringen. Also insgesamt ist diese Phase von wirklich großen Anstrengungen geprägt. Wir sprechen zwar seit mindestens 20 Jahren von der geteilten Verantwortung für das Aufwachsen und für die Pflege älterer Menschen, aber nach wie vor hängt dies sehr stark vom familiären Engagement ab. Ob die Belastungen für Familien in der Pandemie nachhaltig ins Bewusstsein derjenigen, die für Familien-, Arbeits- und Sozialpolitik zuständig sind, gerückt sind – Stichwort Brennglas –, da bin ich mir nicht so sicher.

Wie wirkt sich die besondere Dauerbelastung während der Pandemie auf die familiäre Situation aus?

Das hängt von den jeweiligen Ressourcen einer Familie ab. Wie hoch ist das Einkommen, wie viele müssen davon ernährt werden, wie sind die Arbeits-

bedingungen, gibt es gesundheitliche Beeinträchtigungen? Im Alltag hat sich schnell gezeigt, die Wohnverhältnisse sind wichtig: Wie viel Platz ist vorhanden, damit man miteinander leben und auskommen kann? In der Wohnung kommt jetzt alles zusammen, was zuvor an verschiedenen Orten stattgefunden hat. Oft fehlen Rückzugsorte für die einzelnen Familienmitglieder. Jugendliche brauchen für ihr Wohlbefinden einen Ort, wo sie in Ruhe lernen können, aber auch, wo sie sich zurückziehen können, also eine Privatsphäre. Aber auch Mütter und Väter haben dieses Bedürfnis. Bei begrenztem Wohnraum stellen sie die eigenen Bedürfnisse aber zurück. Eine große Rolle spielt auch die Nachbarschaft, die Umgebung: Gibt es einen Park, einen Garten? Und ein dritter Faktor sind die Zukunftsperspektiven: Gibt es Sorgen um den Arbeitsplatz? Ist die Familie von Kurzarbeit betroffen, von Arbeitslosigkeit? Das sind natürlich erhebliche Belastungen. Eine Studie aus den USA zeigt, dass der Jobverlust ein Indikator dafür sein kann, dass das Gewaltpotenzial in Familien steigt – sowohl in Bezug auf Partnergewalt als auch auf Gewalt gegen Kinder. Und darüber wissen wir bislang noch viel zu wenig und sind noch viel zu wenig darauf eingestellt. Da wird es gute Unterstützung geben müssen.

Zu Beginn hieß es, die Gewalt in den Familien habe während der Pandemie nicht zugenommen. Haben Sie andere Einblicke?

Zu Beginn waren die Meldungen sogar rückläufig, etwa Meldungen bei Kindeswohlgefährdungen. Das lag auch daran, dass Lehrkräfte in der Schule oder Erzieherinnen in der Kita als Melder ausfielen. Für ein Kind ist es viel schwerer, ein Hilfetelefon anzurufen, wenn alle zu Hause sind. Es war wichtig, dass die Telefonzeiten, etwa die der »Nummer gegen Kummer«, ausgedehnt wurden. Viele Kinder wurden über einen langen Zeitraum auch nicht zu Ärzten gebracht, so dass auch diese Gruppe wegfiel, einem Kind bei Verdacht auf Gewalt zu helfen. Die Polizeistatistik für 2020 weist 10 Prozent mehr Misshandlungen von Kindern im Vergleich zu 2019 nach. Das ist aber nur das Hellfeld. Also dazu muss dringend geforscht werden.

Manche Eltern sind sich der Gefahr bewusst, dass sie Gewalt anwenden könnten. Wie könnte man sie rechtzeitig stützen, bevor etwas passiert?

Der Ansatz in Deutschland, wie er sich auch im Bundeskinderschutzgesetz realisiert, ist ja, Eltern zu stärken, sie zu befähigen, gewaltfrei zu erziehen. Es geht darum, Angebote zu machen, um solche Situationen erst gar nicht entstehen zu lassen. Kinderschutz und die Befähigung von Eltern zu gewaltfreier Erziehung ist auf Netzwerke vor Ort angewiesen. Frankfurt hat ein starkes Netzwerk. Kinder- und Gewaltschutz brauchen auch in einer Pandemie eine sehr gute Infrastruktur.

Gibt es auch Familien, die gestärkt aus der Pandemie hervorgehen werden?

Bei unserer KiCo-Befragung im ersten Lockdown – wir bräuchten jetzt eine Neuauflage – hat es zwei Typen gegeben, die einander kontrastiv gegenüberstanden. Einerseits waren da die Mütter am Ende ihrer Kräfte, erschöpft und verzweifelt, mit großen Sorgen und Zukunftsängsten auch mit Blick darauf, was die Kinder alles verpassen werden. Und auf der anderen Seite hatten wir viele Eltern, die froh waren, dass nun so vieles wegfiel, dieser Dauerstress bei der Optimierung aller Familienmitglieder zum Beispiel durch diverse Freizeitaktivitäten. Aber ich würde mal die Hypothese wagen, dass diese Gruppe inzwischen deutlich kleiner geworden ist, weil das alles jetzt schon so lange

geht und die psychosozialen Folgen jetzt so viel deutlicher hervortreten. Die emotionale Belastung, der fehlende Sport, die gesundheitlichen Beeinträchtigungen der Kinder. Mütter und Väter sind ja die Ersten, die das mitbekommen. Insofern denke ich, hat sich das jetzt noch mal sehr verändert.

Würden Sie dem Bundespräsidenten zustimmen, der sagte, die Corona-Jugend werde ganz besondere Zukunftskompetenzen ausbilden?

Schon. Man müsste aber die Jugendlichen und jungen Erwachsenen selbst fragen, was sie gelernt haben, was sie für sich an Positivem herausziehen. Jetzt über die Krise als Chance, auch als bildendes Element zu sprechen, das kann ich politisch durchaus nachvollziehen. Das soll auch Hoffnung machen und den Blick darauf lenken, dass Jugendliche und Studierende mehr sind als die Lernenden in ihrer Institution, dass sie auch

und das Wohl der jungen Generation vorrangig beachtet wird. Junge Menschen haben viel auf sich genommen und das mit einer großen Bereitschaft und Solidarität. Aber vorliegende Studien zeigen, dass Jugendliche sich Sorgen um ihre persönliche und die gesellschaftliche Zukunft machen. Ich habe den Eindruck, dass ihnen auf die darauf bezogenen Fragen – zu denen ja auch Themen wie der Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit, Demokratie gehören – bislang keine guten Antworten gegeben werden.

Wir haben jetzt viel über Familien gesprochen. Wo muss man aus Ihrer Sicht außerdem genauer hinschauen?

Das ist ein Bereich, der mich insbesondere um Weihnachten herum sehr beschäftigt hat. Da wurde so besonders deutlich, wie plötzlich alle auf Beziehungen in der Kernfamilie reduziert wurden. Dabei wurde völlig ausgeblendet,



Foto: Kzenon/shutterstock



Foto: Melinda Nagy/shutterstock

Belastungsprobe: Wie soll man sich auf ein Telefonat konzentrieren, wenn sich im Hintergrund das Familienleben abspielt? Und gerade jüngere Kinder benötigen beim häuslichen Lernen Zuspruch und Unterstützung.

an anderen Orten und bei anderen Gelegenheiten viel lernen, das ist eine wichtige Botschaft. Aber eine Chance wird das vermutlich nur, wenn Kinder und Jugendliche vielfältige Unterstützung, Kreativität ohne Geiz erfahren

dass viele Menschen aus guten Gründen nicht mit ihrer Herkunftsfamilie Weihnachten feiern wollen. Die Verordnungen, mit wem man sich treffen durfte, waren an einem ganz traditionellen Familienbild ausgerichtet, das entspricht gar nicht der Lebenswelt vieler Menschen. Ich frage mich, wie es dazu kommt, dass Freundschaften oder eine Wahlverwandschaft so nachrangig behandelt werden. Das müsste sich die Familienforschung genauer anschauen.

Das Interview führte Anke Sauter.